



Abend:

Zeitung.

144.

Sonnabend, am 17. Juni 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: R. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Vergelt's Euch Gott.

Ein Hiftörchen.

Zwei muntere Bursche mit leichtem Sinn und leichter Tasche, mit reinem Herzen und reiner Börse, die gingen einmal auf Reisen. Der eine war ein Musikant, der strich die Geige auf gar wunderbare Weise, und piff die Flöte, als wäre er bei den Waldvögeln in die Schule gegangen. Der andere war ein Maler, der stahl die Natur und fesselte sie auf flüchtige Leinwand. Die Bäume, die er malte, schienen zu rauschen, die Blumen zu duften und die Schäfer zu singen bei den blökenden Heerden. Auch kurzweilige Sachen wußte er gar vornehm zu tractiren, so malte er einen niesenden Schullehrer und hing selben zum Fenster, und alle Kinder gingen vorbei, rufend: „Zur Genesung!“ Da hätten nun diese beiden Söhne der Kunst manch' schönes Stück Geld ansammeln, und wohl gar des blanken Goldes mit sich führen können, aber sie zogen es vor, die flüchtige Minute dem Lebensgenusse zu weihen, und statt des schweren Metalls lieber frohe Erinnerungen mit sich zu tragen. —

Einmal, und das war gerade, wie unsere Geschichte anfing, hatten die Künstler all ihr Geld aufgezehrt, bis auf wenige kleine Münze. In einiger Entfernung von der Stadt, wo unsere lustige Vögel Herberg zu nehmen gedachten, da stand am Brückenkopf gelehnt ein alter elender Bettler, der sah über die Mäßen hungrig aus und übel bekleidet, und flehte die Vorübergehenden

kläglich um ein Almosen an. Die beiden Freunde fuhren blickschnell mit den Händen in die Taschen, hielten sich aber in dem lustigen Raume nicht lange auf, denn die letzten Geldstücklein glitten wie geschmeidige Fischlein durch ihre Finger. Da griff der Geiger in das Innerste seines Schnappsacks, nahm seinen letzten großen rothwangigen Apfel heraus, und reichte ihn dem Hungerigen dar, der Maler aber zog ein kleines Dreierbrod herfür, und legte es zum Apfel in des Armen Hut. Darauf wünschten sie ihm etwas leintaut gute Mahlzeit. Der Bettler aber rief ihnen mit lauter Stimme nach: „Ihr lieben feinen Herrlein, das soll Euch der liebe Herrgott hundertfach vergelten!“

Die Gesellen schritten rascher gegen die Stadt zu, daß die Leute nicht hören möchten, wie sie Gutes gethan dem Rothdürstigen.

Als sie aber fast an's Thor gekommen waren, sprachen sie zu einander: „Nun ist es Zeit, darauf zu denken, daß wir etwas vor uns bringen, zur Fristung des Lebens und weiteren Fortkommens.“

„Nu,“ meinte der Geiger, „da links in dem Vorstadtgarten, da geht es gar allegro her beim Obstbrechen, scheinen auch vornehme Leute dabei zu seyn, allda will ich meine Fiedel aufstreichen.“

Der Maler aber versetzte, er wolle versuchen, seinen Sanctum Florianum an den Mann zu bringen.

Hierauf schritt der Geiger in den Baumgarten hinab und spielte gar lustig, vorerst langsam und ziemendlich, so lange die Gärtner und Gärtnermädchen

zum Reigen antraten, dann aber immer schneller und schneller, bis die Paare herumwirbelten gleich zusammengebundenen Kreisel.

Die Landleute nannten den Spielmann einen Schalk, der Herr des Gartens aber war erfreut über das Geschick des Geigers, lobte ihn zum öfteren, und befahl ihm für seine Kunst hundert der schönsten rothwangigen Äpfel zu geben, dann beurlaubte sich der Spielmann, nachdem er sich säuberlich bei dem Gönner bedankt hatte. —

Als er zurückkehrte zu der Stelle, wo er sich getrennt hatte von dem Kameraden, fand er denselben im Lachen, daß er sich schier den Bauch hielt; vor dem Maler standen in langen Reihen auf Brettern wohlgezählt, hundert braune Dreierbröde, erst aus dem Ofen geschoben.

„Ei, ei! wie bist Du denn zu dieser ansehnlichen Gesellschaft gekommen?“ frug der Musikus.

„Nu sieh,“ entgegnete der Maler, „als Du hinweggegangen warest, kam ich just vorüber an einem Manne, der stand vor seinem neugebauten Hause, und schaute simulirend hinauf auf die Hausthür. „Was schaut ihr da, mein lieber Herr,“ frug ich den Mann, „das ist ein recht nettes Häuslein!“

„Will's meinen,“ versetzte der Angeredete, „da haben sie mir aber ein Rieschen ob der Hausthüre eingemauert und studiere ich so eben, womit ich dieselbige wohl ausfüllen könnte!“

„Dann habt ihr den rechten Mann getroffen,“ replicirte ich und rollte meinen Florianum schnell auf. Der Hausherr beschaute und drehte das Bild nach allen Seiten, und fand absonderlich Gefallen an dem Florian und namentlich an dem brennenden Hause neben dem Patrone, das er mit einem wohlgeschürten Backofen verglich — denn der Mann ist seines Zeichens ein Brodbäcker. Er hing den Florian an grünen Leisten in die Niesche und männiglich zieht den Hut davor, was der Frau des Bäckers nicht gemeines Wohlwollen erregt, denn sie bezieht immer den halben Gruß auf ihre Person, wenn sie am Fenster steht. Dem Bäcker aber mochte es mit dem Baaren gehen, wie uns, denn er sendete mir als Ablohnung für das Bild die hundert frischen Milchbröde.“

Wie nun aber der Geiger auch seinen Apfelforb zum Vorschein brachte und gleichfalls erzählte, was sich dabei zugetragen, da war des Schäckerns kein Ende.

„Was nun anfangen mit dem Apfelforbe, wie nun fortbringen die Brode?“ so fragten die Freunde, und trieben hundert Schwänke — da aber kam es ihnen in

den Sinn, wie sie morgens dem Bettler einen Apfel und ein Brod geschenkt, und gerade hundertmal so viel wieder erhalten, wie es der Beschenkte von Gott gewünscht.

„Siehst Du,“ sprach der Geiger, „hätten wir mit unseren paar Pfennigen nicht gegeizt, und sie dem Bettler gegeben, so hätten wir sicher hundertmal so viel in baarer Münze erhalten.“

„Nun,“ erwiderte sein Freund, „die Brode und Äpfel sollen auch nicht verderben,“ und sie nahmen beides und trugen es in's Armenhaus, sprechend: „So es Gotteslohn gewesen, soll es wieder Gotteslohn werden.“ —

Die Armen- und Waisen Kinder riefen aber voll Rührung: „Gott vergelte es Euch tausendmal!“

Da that der Geiger den Mund auf, und redete zum Maler: „Das ist ein gar schöner und christlicher Wunsch, nur möchte ich einige Zweifel hegen, auf welche Weise wir zu hundert tausend Broden nebst hundert tausend Äpfeln gelangen könnten, wenn es wieder sollte zur Wirklichkeit gebracht werden, was die frommen Seelen uns angewünscht.“

Die Gesellen freuten sich ihres guten Werkes, obgleich sie die Magenlücke nur spärlich ausgefüllt und den Durst aus klarer Quelle, statt mit perlendem Traubensaft gestillt hatten, und wanderten rüstig zum anderen Thore hinaus. Sie mochten kaum eine Stunde lang die Stadt im Rücken haben, als sie vor sich auf der Straße eine ansehnliche Geldbörse liegen sahen. Als die Freunde den gefundenen Säckel aufhoben, bligten blanke Goldstücke daraus hervor, daß ihnen der helle Schimmer schier das Auge blendete.

„Gottes Wunder!“ rief der Maler, „welch' herrlich Farbenspiel strahlt aus diesem Säckel!“

„Fürwahr!“ rief der Musikant, „eine entzückende Harmonie giebt dieses Klirren und Klingeln der blanken Goldfische!“

Unter diesen Ausrufungen trugen sie das Geld in die Stadt zurück und übergaben es dem Gerichte. Der alte Syndikus empfing die gefundene Summe, klopfte den Jünglingen auf die Schulter und sprach: „Das wird Euch nicht Leid bringen noch gereuen, so redlich gewesen zu seyn, und noch dazu, da Ihr eben nicht dem Reichthume im Schooße zu sitzen scheint. Der Allwissende aber wird es Euch hundertfach wieder vergelten.“ Hierauf lud der Rathsherr die Wanderer zu Wein und Imbiß, kamen auch des Syndici holdselige Töchterlein darzu, und waren alle gar guter Dinge. Als der Wein aber die Zunge lockerer gemacht hatte, setzte sich die ältere der Jungfrauen an das Spinnet,

und der Musikus blies wehmüthig = süße Weisen dazu aus vollem Herzen, während der Maler das Engelsgesicht der Jüngeren auf ein Pergamentblättlein abconterseite und es ihr mit zierlicher Rede verehrte.

Der Rathsmann hätte den Künstlern gern einen Schrupfennig mit auf den Weg gegeben, aber er dachte, sie, die in solchen Stücken gar hartbeißige Kerle zu seyn pflegen, damit zu verlegen. Darum aber gab er an freundlichen Worten zu und ward in des Syndikat's Hause noch lange von den ehrlichen, und noch länger von den hübschen und so feinen Gesellen gesprochen, die indessen nur mit schwerem Herzen Abschied nahmen. Als sie aber weiter gereist waren, kehrte der Frohsinn wieder in ihr Herz, und sie scherzten über die großen Anweisungen, die man ihnen auf den Himmel ausgestellt hatte, denn von dort standen ihnen nicht nur hundert Brode und Äpfel tausendmal, sondern auch die hundert Goldgulden hundertmal genommen zu erwarten.

Einige Jahre waren dahin gegangen, von wannen keine Stunde mehr zurückkommt. Musikus und Maler hatten sich in vieler Herren Ländern herumgetrieben, besonders im Welschland, daraus sie reiche Beute — an Kenntnissen und Perfection mitbrachten, ohne eben im öconomischen Fach sonderliche Progressen gemacht zu haben. Da kamen sie denn wieder einmal in's liebe deutsche Vaterland, wo es am besten ist, wenn es überall gut, und der Zufall wollte, daß sie gerade in das Städtlein, wo der Florianus und der Baumgarten war, einsprachen. Alsogleich kam ihnen der gastliche Rathsherr in den Sinn, und sie beschloffen, ihm ihre Reverenz zu machen und gutes Leibesständniß zu wünschen. Sonach legten sie ein besseres Wamms an und traten in das Arbeitsstüblein des Syndici. Kaum aber hatte der alte Herr die beiden Freunde erkannt, so brach er aus in ein Geschrei der Freude, und rannen die hellen Thränen über seine vom Alter bleich gewordenen Wangen.

„Der Herr hat mein Gebet erhört,“ rief er gerührt, „er gönnt mir endlich die Freude, Euch zu lohnen für Eure Rechtlichkeit. Wisset denn, meine lieben Kinder, das Geld, so Ihr gefunden, war Eigenthum eines gewaltigen Prinzen, und als dieser gehört von Eurer untadeligen Gesinnung, hat er Euch selbes geschenkt zu Eurem Eigenthum. Lange, lange habe ich nach Eurem Aufenthalte geforscht, aber es war immer vergebens. Da habe ich denn für die 100 Goldgulden einen Staatsschuldbrief gelöst, damit das Geld nicht todt läge, und hört nur und staunt! der hat vor wenig Wochen in der gro-

ßen Jahresloosung das Hundertfache gewonnen, Ihr seyd reiche Leute!“

Da fielen die Künstler bald einander, bald dem würdigen Syndikus um den Hals und riefen unter Freudenthränen: „Gott hat mit den Goldgulden gethan, wie mit dem Apfel und Bröbchen — er hat wahr gemacht die Bitten dankbarer Seelen und uns hundertmal vergolten!“

Darauf kauften sich die Künstler von den zehntausend Goldgulden ein artiges Landgütlein, nahmen des alten Syndici liebe und schöne Töchter zu Hausfrauen, und lebten in hoher Eintracht das seltene Leben der Zufriedenheit und des Glücks.

Der Gottesseggen ging nicht von ihnen. Als die rüstigen, aufgeblühten Frauen nach Jahresfrist gesunde Knäblein in die Arme der wonnetrunken Väter legten, beugten sich die Bäume ihres Gutes schier zur Erde vor Ueberfülle an herrlichen Früchten, auf den Aeckern wogte ein üppiges Aehrenmeer, und sie brachten mehr herein, denn hunderttausend rothwangiger Äpfel, und von dem Segen der Felder wurden verbacken an die hunderttausend Dreierbrode. Alljährlich aber feierten die guten Menschen ein freudiges Familienfest — doch das Mahl bestand nur aus den schönsten rothwangigen Äpfeln und den weißesten Milchbroden.

Eduard Pokornj.

E i n z e l n e s .

Portrait des Velasquez. Das berühmte Portrait des Don Francesco Velasquez de Silva, von ihm selbst gemalt, das vordem einer der Edelsteine der Gallerie im Escorial, wurde ohnlängst von Mr. Farrer nach England gebracht und ist jetzt von Lord Francis Egerton gekauft worden. Es ist in Lebensgröße und halber Länge. Der Maler ist in spanischer Tracht von dunkler Seide und Sammt mit einem Federhute dargestellt. Die Arbeit ist in dem besten Style des Meisters und athmet Rembrandt'sche Kraft bei italischer Anmuth.

Jeder Mensch hat seinen Preis. Dieser Ausspruch Robert Walpole's ist bekannt, er selbst aber scheint ihn kaum gehabt zu haben, oder wenigstens einen ungemein hohen, denn Pitt pflegte zu sagen, daß Walpole 60,000 Pfund geboten worden wären, um den Earl v. Derwentwater zu retten, die jener aber aus Pflichtgefühl abgelehnt.

H.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Der Salon von 1843.

(Fortsetzung.)

Genre-Bilder sind sehr zahlreich vorhanden, aber besonders zeichnet sich durch Zeichnung und Colorit aus: „Sänger vor der Thüre einer Posada“ (spanisches Wirthshaus), von A. Leleur. Lumpige, arme Teufel, herumziehende Musikanten, spielen vor der Thüre einer Schenke. In der Thüre steht die Prima Donna der Truppe und singt zur Begleitung der Guitarre. Das frische rothe Gesicht läßt auch die Vermuthung zu, daß die Sängerin wohl manches Glas geleert haben kann, um Kehle und Gaumen zu erfrischen, für das solche ambulante Künstler oft mehr Vorliebe als für ihre Kunst haben. Zwei ihrer Gefährten haben es sich auf den Stufen der Hausthür bequem gemacht und die andern lehnen an der Mauer des Hauses. Der Ausdruck in den Figuren ist ausgezeichnet, aber nur durch Einfachheit und Natur. In dem Gesichte des Triangel-Schlägers spricht sich vortrefflich die gedankenlose Dummheit aus, mit der er die Töne der andern Instrumente mit seinem Geklimper begleitet. Obgleich gewöhnlich, hat diese Scene doch viel Malerisches. Die, wenn auch gemeinen, aber doch ausdrucksvollen spanischen Physiognomien, die, obgleich lumpige, doch groteske Tracht, die Stellungen der Figuren, in denen die spanische Faulheit sichtbar wird, sind höchst charakteristisch und natürlich. Die Umgebung, ein Theil der Dorfgasse, ist gleich einfach und wahr. Dieses Bildchen ist eins von denen, welche, trotz der großen Menge von Gemälden in unsern Tagen, doch ziemlich selten sind; nämlich der, welche den Stempel der Natur-Wahrheit tragen.

„Die Abgebrannten,“ von G. Rouget. Ein Vater rettete seine Kinder aus den Flammen und statt allen Gutes seinen Säbel und sein Ehrenkreuz. Schmerzerfüllt sind die Augen des alten Mannes gen Himmel gerichtet; in seinen zitternden Händen befindet sich Alles, was aus dem Brande gerettet wurde, — sein Säbel, der treue Gefährte des früher kräftigen Mannes in Schlacht und Gefahr, und der jetzt einzige Lohn seiner Mühen und Thaten — sein Ehrenkreuz. Die ältere Tochter legt weinend das müde Haupt auf des Vaters Brust. Das Leidende, Gebrochene in diesem schönen, blassen, thränenfeuchten Jungfrauen-Gesichte ist rührend und ergreifend. Ein jüngeres Kind sieht Hülf und Trost suchend zu dem Vater auf. Auch hier beneßen die Thränen des Unglücks die Wangen, aber der Jammer ist weniger tief, nicht so zermalmend als der der Schwester, da das Kinderherz die Größe des Unglücks und seine Folgen in ihrem Umfange noch nicht vollkommen zu ermessen, zu begreifen vermag. Hinter der Gruppe in der Ferne wirbeln die rothen Flammen empor, welche die Habe der jetzt nun Schutz- und Obdachlosen verschlangen.

Rührend schöne Wahrheit und Einfachheit in dem Ganzen! Nur eine tadelnde Bemerkung ist die, daß der Künstler die dunkelsten Schatten und Drucker in den Köpfen, z. B. in den Ohren, den Nasenlöchern mit Carmin- oder ähnlichem Lack gemacht hat, was aussieht wie getrocknetes Blut. Wie konnte der Künstler nur in das blasse Fleisch bei ge-

wöhnlicher Tagesbeleuchtung derartige Farben bringen? — Uebrigens hat das Colorit viel Natur.

„Napoleon's Abdankung in Fontainebleau am 4. April 1814,“ von G. Ferri, dem König von Frankreich gehörend, erinnerte mich lebhaft an das kleine Zimmer im Schlosse zu Fontainebleau, wo Napoleon seine Abdankung schrieb, und an das kleine runde Tischchen, worauf er sie schrieb, was ich Beides gesehen habe, als ich vor einigen Jahren Fontainebleau und sein Schloß mit den prunkenden, von Reichtum und Pracht strotzenden Sälen und Gemächern, mit seinem idyllisch-schönen englischen Garten besuchte.

Der Kaiser hat auf gegenwärtigem Bilde so eben die verhängnißvollen Zeilen geschrieben, die man ebenfalls im Fontainebleauer Schlosse in treuem Facsimile sieht, und zeigt sie seiner ihn umgebenden Suite. Der Abdruck des furchtbaren Seelenkampfes, welcher diesem Entschlusse in der Brust des gestürzten Titanen vorhergegangen seyn mag, ist in den Zügen Napoleon's mit vieler Wahrheit bemerkbar. Starr ist der Blick und das kalte, blaßgelbliche Marmor-gesicht noch steinerne, als man es immer zu sehen gewohnt war. So muß ein zum Tode Verurtheilter aussehen, wenn er auf den Richtplatz geführt, plötzlich die Guillotine erblickt und alles Blut in seinen Adern erstarrt. Und ihm mußte Herrschen, Macht und Gewalt dasselbe seyn, was einem andern Menschenkinde das Leben ist.

„Napoleon auf dem Todtenbette,“ eine Stunde vor seiner Beerdigung (Lebensgröße), von Mauzaisse. Napoleon und wieder Napoleon fängt für mich an, etwas Langweiliges zu haben. Ich sehe ihn hier gemalt, gemeißelt, gegossen zc., so oft wie das Zifferblatt meiner Uhr, und die Franzosen wissen ihren Napoleon so sicher und auswendig zu malen, wie ihre Priester Messe zu lesen.

Schlachten sind sehr zahlreich vorhanden, was von den Malern eines kriegerischen Volkes — wie das der Franzosen und seiner, an solchen Thaten reichen Geschichte — nicht überraschen kann; aber der Mehrzahl dieser Bilder fehlt es an Wahrheit. Dieses Genre ist ein recht bequemer Tummelplatz für Knall-Effect, den Jeder nach seiner Weise zu erstreben sucht. Der Eine malt Alles grau, der Andere braun und der Dritte gar violett, und man könnte glauben, man sehe solch ein Bild durch ein gefärbtes Glas. Bei dem Einen ist dieses Gemisch von Armen und Beinen, von Rauch und Blut, von Todten und Lebendigen düster, Alles schmutzig, der Andere macht dieses Gemenge röthlich, und dort funkeln goldene Helme, glänzen Cuirasse, gewichste Stiefel und gestriegelte Pferde zwischen Saturnusrothen Kanonen-Blitzen und aus violetterm Rauche hervor. Der Eiftern Art sind z. B. die zwei größten Schlachten-Gemälde im Salon. Das erste, eine Schlacht zwischen den Franzosen und Engländern im Jahre 1809 darstellend, von H. Bellanger, hat, ungeachtet vieler vortrefflichen Partien, zu viel Braun und Roth; dieses ist fast überall angebracht. Das andere, die Schlacht bei Oporto, am 9. März 1809, von M. Baume, besigt den zweiten Fehler. Alles ist schwärzlich und grau, und hätte man im Cataloge hinzugefügt: „Bei einer totalen Sonnenfinsterniß geschlagen,“ Jedermann würde die Beleuchtung vortrefflich gefunden haben. Das Colorit abgerechnet, hat das Gemälde große Vorzüge.

(Fortsetzung folgt.)

Lauter Dank für stillen Beifall.

Ich bin äußerst gerührt von der gütigen Anerkennung, die meine in den „Lilien“ für 1841 erschienene Novelle: „Die Tochter Spagnoletto's,“ dadurch gefunden, daß sie, dem Anscheine nach, aus dem Holländischen zurück in's Deutsche übersetzt, in dem diesjährigen 14. Hefte der „Grenzboten“ als deutsche Originalerzählung von A. van Hasselt, mithin nach bereits erfolgter Aufnahme in meine gesammelten Schriften zum dritten Male vor dem Publicum erscheint. Bei alledem würde es mir angenehm seyn, wenn künftig bei ähnlicher Gelegenheit mein Name in irgend einer unscheinbaren Ecke mit angeführt würde, damit theils dem Leser eine Auswahl bliebe, theils meinem Nachdichter nicht meine Fehler angerechnet werden könnten.

E. v. Wachsmann.